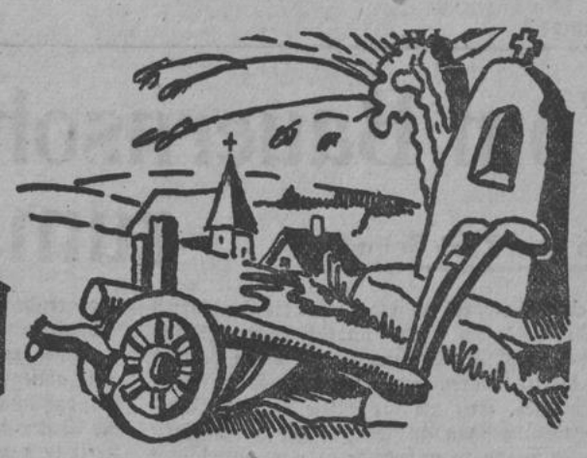


Der illustrierte Sonntag



Nummer 1 — Sonntag, den 5. Januar 1941 — 10. Jahrgang

Der Bohnenkönig

Eine Dreikönigsgeschichte von W. A. Lehner-Sander

Frau Rosine, die schmucke Professorswitwe, stäubte die mehligen Hände ab. „So — Linchen, der Königskuchen ist fertig! Nun noch die Bohne hinein. Ich mache ein kleines Zeichen, damit man auch weiß, wo sie steckt."

Das junge Mädchen schüttelte verwundert den Kopf.

„Aber, Tante, ich denke, der Zufall allein soll entscheiden, wer Bohnenkönig wird?"

Frau Rosine tätschelte lachend der Nichte rosige Wange.

„Im allgemeinen, natürlich, mein Schäfchen. Im besonderen aber kann man das Schicksal auch einmal korrigieren. Ach, liebes Kind, du ahnst ja nicht, mit welchem Bangen ich dem Nachmittag entgegensehe. Dieser unselige Immanuel! Wenn er mich nur nicht noch einmal blamiert wie am vorigen Dreikönigstag! Vor lauter Hemmungen wird er niemals etwas erreichen, weder im Beruf noch in der Liebe, der ewige Privatdozent. Niemand vermutet hinter diesem ungewandten Menschen, der nicht umsonst den Vornamen des größten Sohnes unserer Stadt, des Philosophen Kant, trägt, ein so bedeutendes Wissen."

Seufzend sank Frau Rosine auf einen Küchenstuhl und schüttelte mutlos den Kopf. Linchen erkundigte sich lächelnd:

„Was stellte er denn eigentlich damals an?"

„Was er anstellte —? Also höre!

Und Frau Rosine berichtete, wie ihr das vergangene Bohnenkönigsfest als die beste Gelegenheit erschienen sei, das Können des unglücklichen Immanuel vor dem Kreis ihrer Gäste, dem Rektor wie einigen Professoren der Universität Königsberg mit ihren Damen, ins rechte Licht zu stellen. Mit Frau Rosines Nachhilfe hatte er das Kuchenstück mit der Bohne erhalten, die ihm für diesen Tag nicht allein in die Königswürde und Befehlsgewalt über die anderen Festteilnehmer, sondern zugleich die Ehre eintrug, bei der nächstjährigen Wiederkehr der Feier die Festrede im Kantischen Geiste zu halten. Alle Möglichkeiten hatte Immanuel also gehabt. Wie aber hatte er sie genützt? Als er eine Königin wählen, einen Hofstaat bilden, Befehle erteilen sollte, hatte er sich so täppisch angestellt, daß Frau Rosine ihm dauernd heimlich soufflieren mußte. Als sie ihn endlich durch mehrere Gläser Wein zum Handeln und Sprechen brachte, er einige wirklich amüsante Aussprüche tat, hatte die unglückliche Lücke in seinen sonst vortrefflichen Zähnen durch einen komisch-pfeifenden Ton den guten Eindruck ins Gegenteil verwandelt. Man hatte gelacht — aber nicht über die Witze — und Immanuel war erneut zur Salzsäule erstarrt.

„Es war ein Trauerspiel! Ein ganzes Jahr lang habe ich nun versucht, Immanuel zu Tatkraft und größerem Selbstbewußtsein zu erziehen. Seine weitere Laufbahn hängt davon ab, ob er seine heutige Rede besser herausbringen, den damaligen schlechten Eindruck verwischen kann. Aber wäre diese Rede auch ein Meisterwerk — ist die äußere Form ein häßlicher Scherben, so vergißt man darüber den Reiz der Blume, die sie umschließt. Ach, Linchen, man hat's nicht leicht!"

Das junge Mädchen lächelte ein wenig spöttisch.

„Nun — vielleicht geht's besser als du denkst. Es ist übrigens rührend von dir, dich aus reiner Menschenliebe mit fremdem Schicksal zu belasten."

Die Tante erklärte wehmütig:

„Man tut, was man kann und läßt die Hoffnung auf späteren Dank nicht sinken. Aber du willst ausgehen? Nein, nein, hier ist nichts mehr zu tun. Viel Vergnügen, mein Kind."

O ahnungsloser Engel! Was hätte Frau Rosine wohl gesagt, wenn sie gesehen haben würde, wie ihre Nichte Linchen wartend in den Anlagen vor dem Universitätsgebäude stand, den Weg eines aus dem Portal tretenden jungen Menschen wie zufällig kreuzte, dem gedankenverloren Dahintrottenden ihre Handtasche vor die Füße warf? Aufstrahlend sah er empor, während er das Wurfgeschoß vom Boden aufhob. Frau Rosines Nichte erkundigte sich ohne weitere Vorrede streng:

„Haben Sie getan, was ich Ihnen sagte?"

Statt einer Antwort öffnete er den Mund und wies mit dem Zeigefinger auf sein jetzt lückenloses Gebiß. Linchen nickte befriedigt.

„Gut. Und nun reden Sie."

„Ach, Fräulein Linchen, ich fürchte trotzdem —"

Sie unterbrach ihn energisch:

„Erzählen Sie mir bloß nicht wieder von Ihren Hemmungen. Sprechen Sie von etwas Interessanterem. Sagen wir mal von — der Liebe. Natürlich, nur, damit ich höre, ob Sie noch lispeln."

Er zögerte:

„Ich weiß nicht, ob ich darf —"

„Sie dürfen!"

Ihren Arm unter den seinen schiebend, sagte sie es kategorisch. Er gehorchte, doch brachte er nur eine objektive Abhandlung über die Liebe im allgemeinen zuwege. Schon nach kurzem stellte die Hörerin fest:

„Ihre Sprache ist jetzt einwandfrei, nur im Tonfall könnte sie ausdrucksvoller sein. Sagen Sie einmal: ich liebe dich!"

Willig sprach er nach:

„Ich liebe dich!"

„Nicht schwungvoll genug! Noch einmal!"

Er versicherte feurig:

„Ich liebe dich!"

„Ausgezeichnet, nur — glaube ich es nicht."

„Aber — es ist doch wahr!"

Gedankenlos ging er in die listig gestellte Falle. Die berückende Wärme ihres Arms dem seinen entziehend, widersprach sie zornig:

„Nein! Denn sonst würden Sie mir nicht kürzlich gesagt haben, daß Sie heute Nachmittag, feige kneifend, beim Bohnenfest meiner Tante fehlen und damit die Gelegenheit zum baldigen Aufstieg versäumen wollen. Das aber schwöre ich Ihnen: ich werde nur einem wirklichen Mann gehören, der sich durchzusetzen und eine Familie zu ernähren vermag. Wenn Sie das nicht können, so sind Sie — keine Bohne wert! So — nun wissen Sie es! Jetzt tun Sie, was Sie wollen!"

Fort war sie. Verstört blickte der Herr Privatdozent ihrem flatternden Kleide nach.

Die kritische Stunde war da. An Frau Rosines behäbigem Kaffeetisch war der vorjährige Kreis, der Rektor und einige Professoren mit ihren Damen, um Hausfrau und Nichte versammelt. Erwartungsvoll sah man zu dem in letzter Minute erschienenen Immanuel hinüber. Vor der Neuwahl des diesjährigen Bohnenkönigs sollte seine Rede jetzt steigen. Nervös fächelte Frau Rosine mit der zartbestickten Serviette. Ihre Nichte dagegen schien sehr ruhig. Ihr strenger Blick suchte den des Delinquenten. Dann plötzlich lächelte sie ihm zu, fast unmerklich, doch sehr lieb, was ihrem hübschen Gesicht bezaubernden Reiz verlieh. Wie elektrisiert, straffte sich der Redner. Sich gegen die Festteilnehmer verbeugend, begann er:

„Mein Thema lautet: ‚Kritik der Liebe im Sinne der praktischen Vernunft'." Voll liebenswürdigem Humor, Formgewandtheit und schönem Ausdruck übertrug er die Forderung der Kantischen Lehre nach Reinheit der sittlichen Triebe auf die Liebe der Geschlechter, erhob diese zur Krone alles Fühlens und Glaubens, wenn sie mit der höchsten Tugend, der Aufgabe aller Ichsucht, die Glückseligkeit der Zweisamkeit verbinde. Mit einer Verbeugung in Richtung der Damen beendete Immanuel seinen auch sprachlich glänzenden Vortrag. Frau Rosine strahlte, die Huldigung auf das persönliche Konto schreibend. Allgemeiner Beifall bewies dem jungen Dozenten, daß sein nun unter Beweis gestelltes Können freudige Anerkennung fand. Die Professorswitwe triumphierte heimlich: ihr Werk! Es würde — das besagte ja das von Immanuel gewählte Thema — bald seinen Lohn, der neue Bohnenkönig endlich den Mut zum Bekenntnis seiner Neigung durch die Wahl seiner Königin finden.

Alles verlief denn auch wie vorgesehen. Zur allgemeinen Ueberraschung fand Immanuel auch diesmal die bedeutungsvolle Bohne in seinem Kuchenstück. Mit erstaunlicher Bereitwilligkeit übernahm er heute die Bohnenkönigswürde. Seine erste Amtshandlung bestand in der Verkündung, daß er im nächsten Jahr die „Kritik der Ehe" zum Vorwort seiner Rede nehmen werde. Sodann dekretierte er ein allgemeines Salamanderreiben mit den Kaffeetassen als Tusch für die Königinwahl. Mit gesenkten Augen atmete Frau Rosine lebhaft, gleich mußte ja ihr Name und die ersehnte Entscheidung fallen! Jetzt erhob sich der König und schritt feierlich-gemessen um den Tisch auf sie zu. Neben ihr, vor dem Platz ihrer Nichte, machte er halt, verbeugte sich tief und sagte laut, mit bewegter Stimme:

„Fräulein Linchen, wollen Sie, nicht nur für dieses Fest, sondern für das ganze Leben meine Königin sein?"

Im aufrauschenden, lachenden Tumult ging Frau Rosines zorniges Erblassen ebenso unbemerkt unter wie die Antwort der lächelnden Erwählten. Der glückliche Freier allein vernahm:

„Ich will, Immanuel! Aber daß du's weißt: ich hätte dich auch genommen mit Hemmungen und Zahnlücke. So aber ist's besser, geliebter Bohnenkönig!"



Winternacht in den Bergen (Aufn.: Löhrich / M.)

Das Denkmal von Klagenfurt

Erzählung von Hanns Gottschalk

Nun endlich sollte er von der Reise zurückkommen, der letzte Gardedragoner Athanasius. Seit den frühen Morgenstunden blieben keine Tür und kein Fenster mehr zu, überall sprach man von dem Alten, der sich mit seinen neunzig Jahren noch einmal aufgemacht hatte, um die Welt zu sehen. Sie müsse anders geworden sein, sagte er, und also müsse er, bevor er den letzten Schritt in den Himmel tue, sich noch ein bißchen umtun, damit der liebe Herrgott ihm nicht böse sei.

Die Leute dagegen waren anderer Meinung. Sie sagten, er habe sich auf Reisen gemacht, um vielleicht einem zu begegnen von der Brigade Bredow und der Gardedragoner, die bei Vionville den Todesritt ritten, vielleicht aber auch, um neue Geschichten mitzubringen. Wenn er von Anno siebzig und einundsiebzig sprach, dann funkelten nicht nur die Augen der Alten und Jungen: dann standen die Spicherer Höhen auf, als sei es der Hügel hinter dem Dorfe, die Schlachten von Mars-la-Tour und Gravelotte wurden noch einmal geschlagen, der Trompeter von Vionville, den Athanasius gesehen haben wollte, blies noch einmal, die Kanonen donnerten um Beaumont und Sedan, und bei Amiens und St. Quentin war der Teufel los. Ein Menschenalter später aber öffnete sich die Hölle selbst. Das war in den Masurischen Seen im ostpreußischen Land, während dann im Westen über Verdun der Himmel einzustürzen schien. Und als nun im letzten Kriege die alten Namen wieder aufklangen, da horchte Athanasius, schloß, wie um nach innen zu lauschen, eine Weile die Augen, und erzählte dann, als marschiere er mit, als sei er drin im Feuer mit seinen Enkeln und Urenkeln; und die Stätten, deren Namen rot sind von Blut, nahmen in der Vorstellung der Horchenden fast Gestalt an. Und so kamen die Väter und Mütter, die ihre Söhne draußen hatten, auch die Kinder kamen und die Alten, die schon ans Sterben dachten, und Athanasius erzählte.

Nun sollte es wiederer so sein. Still war es im Dorfe geworden, seit der Alte fort war. Die Tage schienen lang, als habe sie jemand angestückelt, und die Nächte mochten noch länger sein. Was Wunder, daß der alte Tobias heute schon um Mitternacht sein Horn aus der Truhe holte, zwei Schimmel vor die Karosserie spannen ließ und dem letzten Gardedragoner bis zur Wegscheide entgegenfuhr! Er wäre, so meinte er nachher im Dorfkrug, bis ans Ende der Welt gefahren und hätte geblasen, und die Mütter, in deren Gesichter noch das Schweigen der letzten Wochen war, vielleicht auch das Bangen um ihre Söhne, nickten Tobias zu.

Ob Athanasius bewegt war von solcher Heimkehr? Er saß, die im Schoß gefaltenen Hände fast erst mit dem Barte berührend, und sagte nichts. Und erst als Tobias meinte, des Schweigens sei genug gewesen, er möge nur erzählen, es sei ja Feiertag heute für das Dorf, da hob der Alte den Kopf. Es war sonderbar anzusehen, wie aus dem Acker, den das Leben aus seinem Gesichte gemacht hatte, eine Wärme zu strömen begann, wie sie die Leute früher nie beobachtet hatten, obwohl sie sein Gesicht besser kannten als das ihre. Daß auch das Leuchten in seinen Augen heller geworden war, mochte daher wohl kaum einem auffallen.

Erzählt! drängte Tobias.

Da hub Athanasius an. Er habe es gewußt, sagte er, daß er noch einmal habe fort müssen. Von Schlachten habe er ihnen erzählt und von Siegen, von Regimentern, die mit einem Lied auf den Lippen in den Tod gegangen seien, von der Erde, die aufgeschrien habe, und vieles mehr, aber von einem Denkmal habe er ihnen nicht erzählt, und das wolle er jetzt tun.

Denkmal? dachte Tobias. Hier im Dorfe war doch auch eines. Viele Namen standen darauf, und viele Mütter standen oft betend davor. Was nur sollte es um das Denkmal sein?

Athanasius wartete nicht, bis Tobias seinen Gedanken zu Ende gedacht hatte. Er sagte, das Denkmal, von dem er spreche, stehe in einer Stadt, die sich Klagenfurt nenne. Schlicht sei das Denkmal wie viele andere auch, aber noch schlichter sei da zu lesen:

„Vom Kärntner Feldjägerbataillon Nr. 3 sind im Weltkrieg in Treue für Heimat und Volk auf dem Felde der Ehre gefallen: 38 Offiziere und 1221 Jäger und Unteroffiziere."

Und ein wenig unterhalb dieser Zeilen hieß es dann:

„Von dieser Stelle aus zog das Feldjägerbataillon Nr 8 am 10. August 1914 mit 38 Offizieren und 1222 Mann in den Weltkrieg."

Hier schwieg Athanasius, der letzte Gardedragoner. Und während Tobias sich nach vorn bog, als horchte er den Worten nach, sahen sich die Mütter an und gingen dann, um morgen wiederzukommen.

Hafennacht

Schau, die Nacht beginnt.
Alle Sterne schlafen.
Und der Regen rinnt.
über Gracht und Hafen.

Ohne Mondenglast
liegen Kai und Stiege.
Rührt sich noch ein Mast
in des Windes Wiege;

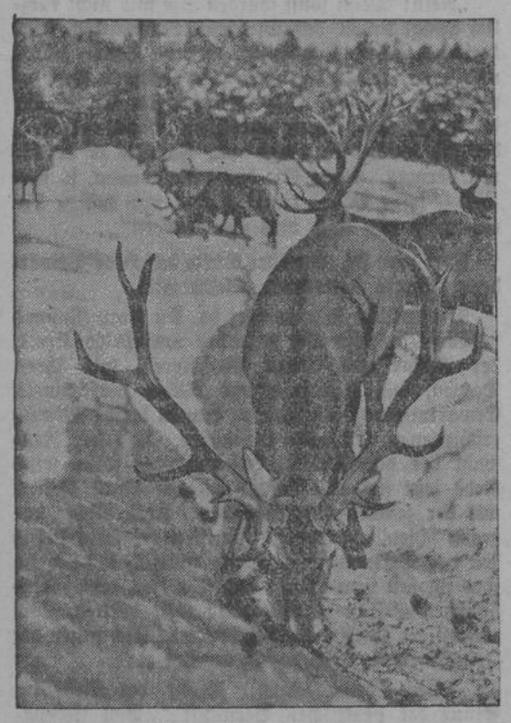
knarrt mit leisem Ton,
wo die Schiffe baden.
Häuser schlummern schon
unter Wolkenschwaden.

Clara Schünemann-Kruyskamp.

Vom Bauernsohn zum Forschungsreisenden

Von Dr. Kurt Schmidt

Vor zweihundert Jahren wiesen die Landkarten des Orients noch große unbeschriebene Flächen auf, und selbst Städte und Flüsse, deren Namen man kannte, waren ungenau und oft unrichtig eingezeichnet. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts fing man an, Reisen mit wissenschaftlichem Rüstzeug zu unternehmen, um zuverlässige Angaben über die geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Länder Asiens und Afrikas zu erhalten. Einer der ersten, die den Gesichtskreis der Wissenschaft durch Forschungsreisen erweiterten, war ein Deutscher, der friesische Bauernsohn Carsten Niebuhr aus Westerende-Lüdingworth im Lande Hadeln an der Elbmündung.



Eine seltene Aufnahme

In dieser Nähe kann man wohl nur selten das edelste Wild unseres Waldes, den Hirsch, fotografieren. Aber bei anhaltender großer Kälte werden die Tiere so zahm, daß sie den Menschen nicht nur nicht scheuen, sondern seine futterstreuende Hand suchen. (Scherl.)

Zwei an sich unbedeutende und anscheinend weit abliegende Ereignisse waren bestimmend dafür, daß aus dem Bauernsohn ein Bahnbrecher für die Wissenschaft wurde. Das eine war ein Rechtsstreit in seinem Heimatdorf, wobei ein Landmesser aus Hamburg hinzugezogen werden mußte, weil in der Gegend niemand war, der Vermessungsarbeiten ausführen konnte. Dies empfand der junge, damals etwa achtzehnjährige Carsten Niebuhr als eine Schande für seine Heimat, und er beschloß deshalb, selbst Landmesser zu werden. Er war 1733 geboren, hatte seine Eltern schon früh durch den Tod verloren, sein Erbteil reichte nicht aus, um einen eigenen Bauernhof zu erwerben, aber seine Vormünder hatten ihm auch nicht erlaubt, die Lateinschule zu besuchen, sondern ihm zur Landarbeit angehalten, die ihn nicht recht befriedigte. Nun reifte in ihm der Entschluß, nach Hamburg zu gehen und dort mathematischen Unterricht zu nehmen als Grundlage für den Beruf eines Landmessers.

Nachdem er einmal mit dem Lernen begonnen hatte, holte er bald mit großem Fleiß auch das Versäumte in den anderen Schulfächern nach, so daß er nach einigen Jahren auf der Universität Göttingen studieren konnte. Dort kam er auch mit dem Theologieprofessor Johann David Michaelis in Berührung, der damals die Bibel zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung machte. Michaelis empfand dabei als Hindernis, daß man nichts Genaues über die im Alten Testament vorkommenden Länder wußte, und — dies war das zweite abseits liegende Ereignis — sprach darüber mit dem dänischen Minister Graf Bernstorff, der den Gedanken aufgriff und daraufhin den Plan faßte, eine wissenschaftliche Expedition nach Arabien zu schicken. Daran sollten neben Sprachforschern auch Landmesser teilnehmen, und so kam Michaelis dazu, den jungen Niebuhr vorzuschlagen, der allerdings seine Studien noch nicht abgeschlossen hatte. Man ließ ihm noch einige Semester Zeit, um vor allem auch Astronomie zu studieren, damit er wissenschaftlich und technisch genügend geschult sei, um geographische Messungen vorzunehmen.

Um die Jahreswende 1761 sollte die Reisegesellschaft, die aus fünf jungen Wissenschaftlern und einigen Dienern bestand, mit dem Kriegsschiff „Grönland" die Fahrt nach dem Mittelmeer antreten, aber dreimal wurde das Schiff von widrigen Winden auf die Reede von Helsingör zurückgeworfen, und erst am 10. März konnten sie die Fahrt nach dem Mittelmeer fortsetzen. Man fuhr zunächst nach Konstantinopel, wo es längeren Aufenthalt gab, weil Niebuhr schwer erkrankte. Dann ging es nach Alexandrien, wo die Reisenden September 1761 ankamen. Sie blieben ein volles Jahr in Aegypten, und Niebuhr besuchte während dieser Zeit den Sinai, bestimmte durch viele Mondbeobachtungen die geographische Lage von Alexandrien und anderen Orten Aegyptens und machte Karten von den Nilarmen. Im Oktober 1762 fuhren die Reisenden von Suez auf einem türkischen Schiff über Dschidda nach Lohija im Lande Jemen. Dabei machte Niebuhr eine Karte vom Roten Meer. Während der Landreise durch das westliche Jemen starben der Führer der Expedition, Professor von Haven und Forskaal, den Niebuhr als gelehrtesten der Teilnehmer besonders schätzte. Auch Niebuhr erkrankte, genas aber dank seiner strengen Diät wieder und setzte mit den beiden Ueberlebenden die Reise nach der Hauptstadt Sana fort. Von dort eilten sie wieder an die Küste, um von Mochha aus mit einem englischen Schiff nach Indien zu fahren, aber sie kamen zu früh und mußten in der wasserlosen Wüste den ganzen Monat August warten. Dabei starben die beiden letzten Begleiter, und Niebuhr wurde nur durch äußerste Enthaltsamkeit gerettet.

Ohne sich entmutigen zu lassen, setzte Niebuhr die Reise nun allein fort, und es dauerte noch volle vier Jahre, bis er die Heimat wiedersah. Zunächst fuhr er mit jenem englischen Schiff nach Bombay, wo er erforschte, was er über die Parsis, die aus Persien stammenden Anhänger der Religion Zarathustras, und von Hindus erfahren konnte, und die Skulpturen der Tempel von Elephanta abzeichnete. Im Dezember 1764 verließ er Bombay, besuchte Moskat, lernte das merkwürdige Oman kennen und ging über Schiras nach Persepolis. In einer Wüstenei unter den Ruinen dieser alten Stadt verweilte er drei und eine halbe Woche und arbeitete ununterbrochen, die Trümmer zu messen und abzuzeichnen. Dann reiste er über den Persischen Golf nach Basra und von dort über die zuvor von keinem Europäer betretenen Wallfahrtsorte Mesched Ali und Mesched-Hössein nach Bagdad und weiter über Mossul nach Haleb, wo er im Juni 1766 anlangte. „Jetzt war er vollkommen einheimisch," berichtete sein Sohn, der berühmte Geschichtsschreiber Berthold Georg Niebuhr. „Seitdem er allein war, konnte er sich ganz ungestört den morgenländischen Sitten anschmiegen; allerdings lebte er nun in weit gesünderen Ländern, aber nie war er auch gesünder gewesen." Anderthalb Jahre lang war er kaum mit Europäern zusammengekommen, in Haleb aber fand er eine zahlreiche Gesellschaft europäischer Konsuln und Kaufleute aller Nationen, die in ungestörter Geselligkeit lebten.

Weiter ging die Reise nach Cypern und Palästina, wo Niebuhr die Lage der Ortschaften astronomisch genau bestimmte und den ersten zuverlässigen Grundriß der Stadt Jerusalem herstellte. Als diese Arbeit fertig war, ging er über den Libanon nach Damaskus und weiter nach Haleb zurück, um von dort die Rückreise nach Europa anzutreten. Mit einer Karawane zog er im Winter über den Taurus und litt dort viel durch Frost, eisige Winde und Schneegestöber, aber in dem schönen und warmen Brusen erholte er sich, und im Februar 1767 erreichte er wieder Konstantinopel, von wo er durch die Wallachei, Moldau und Polen nach Göttingen zurückkehrte.

In der Heimat wurde er mit großen Ehrungen empfangen, und sein Ruhm als kühner Forschungsreisender breitete sich bald aus. Die folgenden Jahre widmete er der Ausarbeitung seiner geographischen, völkerkundlichen und sprachwissenschaftlichen Aufzeichnungen zu einer Reihe grundlegender Werke, die noch heute von großer Bedeutung sind. Später lebte er als Justizrat und Etatsrat in Meldorf im Dithmarschen, nahe seiner Heimat, bis er im Alter von 82 Jahren, am 26. April 1815, starb. Seine Reiseberichte wurden später eine Quelle für Karl Mays Schriften, durch die Niebuhrs Betrachtungen und Forschungen den breitesten Volksschichten zugänglich gemacht wurden.

KURT HIELSCHER

Zu seinem 60. Geburtstag am 7. Januar 1941

Im Sommerurlaub 1914 fuhr ein Mann auf Studienfahrt nach Spanien. Er war schon einmal dagewesen mit seiner treuen Begleiterin, der Kamera, um die Eigenart der Architektur und die Einmaligkeit der Landschaft im Bilde festzuhalten.

So etwas geschieht jedes Jahr von einer Menge reisehungriger Deutscher, die, getreu dem Goethewort „Reisen bildet", ihren Gesichts- und Bildungskreis erweitern wollen. Bei ihrer Rückkehr belebt sich eine Zeitlang ihre Umwelt an ihren Eindrücken, Erlebnissen und heimgebrachten Fotos, wie wenn ein Stein ins stille Wasser fällt. Allmählich verebbt die Wirkung, und alles bleibt ruhig wie zuvor; vielleicht bis zur nächsten Ausfahrt. Alltägliches.

Die Sommerreise 1914 endete für viele ungewöhnlich. So auch für den, der fünf Wochen lang durch Spanien streifte und gegen Ende der Fahrt heimreisen wollte. Das Schiff mußte umkehren, und alle Versuche, die bedrohte Heimat zu gewinnen, spülten ihn immer wieder an den Strand Spaniens zurück.

Viele seiner Leidensgenossen ergaben sich in ihr Schicksal. Dieser Mann aber gehörte zu den seltenen Naturen, die sich bei Zwangslagen sagen: „Was ich soll und muß, das will ich!" Mit zweiunddreißig Mark stund er da. Zum deutschen Konsulat gehen und sich unterstützen lassen wie die anderen? Nimmermehr! Kann man nicht hauslehrern in deutschen Familien? Außerdem hat man doch seine Kamera! Trägt man nicht Aufnahmen genug aus unbekannten Gegenden des Landes in seiner Mappe? Sollten sich nicht Leute finden, die dergleichen mit Interesse betrachten oder gar kaufen? Nur nicht auf Unterstützung warten! Man wird sich aus eigener Kraft über Wasser halten, denn man ist bedürfnislos. Die Heimat hält mehr aus. Aber nicht untätig zusehen, sondern sich durchzusetzen versuchen, dauere es, so lange es wolle.

Dieser Mann, der so dachte und tat, war Kurt Hielscher. Nach dem Gesetz, nach dem er angetreten, hat er sich vollendet. Er hielt über vier Jahre durch. Das Gastland wurde ihm beinahe zweite Heimat. Als er endlich Spanien verließ, war der unbekannte Name ein Begriff geworden. Zeitungen und Kunstausstellungen, Maler und Politiker nannten ihn mit Achtung und Bewundern; der spanische König verlieh Hielscher einen hohen Orden für seine einzigartigen Verdienste als „Entdecker des unbekannten Spaniens". Diese Bildersammlung, die als Buch in Deutschland unter den schwierigsten Verhältnissen entstand, machte ihn mit einem Schlage berühmt. Museen öffneten den Vergrößerungen seiner Bilder ihre stolzen Pforten. Staunen und Bewunderung überall.

Was hatte dieser Mann denn Großes vollbracht? Er war durch ganz Spanien gewandert und hatte Gegenden entdeckt, wo die Kunst der Fotografie noch unbekannt, wohin nie ein Fremder gekommen war. Er wanderte, schaute, wartete auf das Licht und fotografierte. Er fürchtete weder Hitze noch Regen, weder fünfzig Kilometer lange Tagesmärsche noch elende Nachtquartiere. Wandern, schauen, auf die richtige Sonnenstellung lauern und fotografieren — es wurde zu einer Leidenschaft, zu einer Besessenheit. Sie hat ihn nicht losgelassen bis auf den heutigen Tag. Zum Ueberwinden der Schwierigkeiten gehörten deutsche Ausdauer und Zähigkeit und ein asketisch harter, gesunder Körper; zum Erfassen der Architektur und der Landschaft; der Fremdheit des Volkslebens eine aufnahmebereite Seele; zum Warten auf die Sonne die Geduld des Künstlers, der mit nie fehlender Sicherheit den allein richtigen Augenblick in der Wirkung von Licht und Schatten fühlt; und zum Fotografieren die technische Beherrschung des Handwerks und der geniale Blick für Bildwirkung und Ausschnitt. Das alles machte aus dem schlichten Ferienreisenden den späteren Länderentdecker Kurt Hielscher, dessen Werken, nach einem Worte des Reichsministers Goebbels, „die Welt nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat".

Hielscher hat danach Deutschlands Seele eingefangen; er sammelte die Schönheit der Ostmark in Bildern voll bezauberndem Duft und Glanz; er kämpfte mit der Lichtarmut der drei nordischen Reiche und siegte mit seiner leuchtenden Sonnenkunst. Jugoslawien und Rumänien enthüllten ihm ihr Innerstes in Landschaft und Volksseele; und Italien offenbarte diesem Können das Schöne seiner Kunst und Natur. Die fremden Regierungen riefen ihn herbei, ebneten ihm die Wanderwege, überhäuften ihn mit Auszeichnungen. Seine Bücher gingen in fünf Sprachen durch alle Welt; seine darin gebotenen Aufnahmen erreichen Millionenziffern — er blieb derselbe: leidenschaftlich besessen, die Länder zu durchstreifen, die Schönheit zu schauen, mit der Sonne zu malen und das Einmalige im Bilde festzuhalten.

Sein Haar wurde grau, sein Körper blieb ausdauernd, seine Seele ewig jung und aufnahmebereit, sein Wesen schlicht und selbstlos. Alles für sein Werk. Mit den Augen der Liebe und des Begreifens, gesehen durch das Medium seiner Kunst, weiß er noch heute mit glühender Beredsamkeit in Hunderten von Vorträgen die fremden Länder dem Hörenden und Schauenden näherzubringen, Kenntnisse und Erkenntnisse zu vermitteln, die völkerverbindend und versöhnend unsern Geist berauschen und unsere Seele erschüttern.

Katharina Block

Humor - Anekdoten

Der Inhaber des Schuhwarengeschäftes prüft das junge Mädchen, das bei ihm Verkäuferin werden wollte. „Wenn Ihnen nun eine Kundin sagt, daß ihr einer Fuß größer ist als der andere — was würden Sie dann antworten?" — „Ich würde ihr sagen: „Ja, gnädige Frau, dafür ist der andere aber auch kleiner!" Das Mädchen bekam natürlich die Stellung.

❦

Im Grüngürtel sitzt das Ehepaar Kolvenbach schon längere Zeit auf einer Bank. — Da naht sich ein Wächter und ruft: „Die Bank ist frisch gestrichen!" — „Dat ha'merr gemerkt", sagt Herr Kolvenbach, „meer blieve setze, bis et düster eß."

❦

In der Sommerfrische L. rasiert sonntags der Schmied. Einen anderen Bader gibt es dort weit und breit nicht. Ich hatte es eilig, kein Rasierzeug bei mir und ließ mich beim Schmied rasieren. Als ich aufstand, lief mir das Blut aus tausend Schnitten. Sogar ein Stück Nasenspitze war auf dem Schlachtfeld geblieben. Der Schmied betrachtete wohlgefällig sein Werk, dann aber brach er in ein schallendes Gelächter aus und deutete auf mein Hemd. Richtig, das weiße Hemd war mit vielen Blutspritzern bedeckt. Das schien ihm unbändigen Spaß zu machen! — „Herr, schrie ich wütend, „erst schneiden Sie mich und dann machen Sie sich gar noch lustig?" — Er winkte ab: „Aber gehens! Wanns kanen Sinn für Humor haben!"

❦

„Der Anzug ist zu diesem Preise einfach geschenkt. Ich verliere tatsächlich bei diesem Geschäft!" — „Das sagen sie alle. Wie kommt es denn, daß Sie überhaupt noch existieren?" — „Nun, ich verdiene ein wenig am Einwickelpapier und am Spagat!"

❦

„Stolz sagte der Vater: „Emil, wenn du dem Lehrer erzählst, daß du Zwillingsschwestern bekommen hast, gibt er dir sicher einen Tag frei." — Strahlend kommt Emil nach Hause, er hat wirklich frei bekommen. „Hast du dem Lehrer auch von den Zwillingen erzählt?" erkundigte sich der Vater. — „Nein, ich habe nur von einem Schwesterchen erzählt." — „Und warum hast du nichts von dem anderen Schwesterchen gesagt?" forschte der Vater weiter. — „Weißt du", meint Emil, „das heb ich mir für die nächste Woche auf!"

❦

Am Postschalter stand eine lange Schlange. Huber drehte sich empört um: „Mann, drängeln Sie doch nicht so, Briefmarken gibt's doch ohne!"

❦

In einem Schauspiel, in dem Kainz „tot" auf einer Bahre lag, geschah es, daß der Vorhang beim Aktschluß auf halbem Wege hängenblieb und allen Bemühungen des Vorhangziehers zum Trotz nicht heruntergehen wollte. — Kainz, den das lange Liegen auf der Bahre langweilte, erhob sich von seinem Lager, schritt langsam und würdevoll zum Vorhang und zog ihn ganz herunter, wobei er mit grabesdumpfer Worte die Worte sprach: „Nicht einmal nach dem Tode hat man seine Ruhe!"



„Ich schreibe jetzt meine Lebenserinnerungen!"

„So, bist du noch nicht an das Jahr gekommen, wo du dir hundert Mark von mir gepumpt hast?"

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns. Hauptschriftleiter: (Emil Reuber, z. Zt. abwesend) i. V. Dr. Anton Hans Meyer. Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Pfg. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Zuchtvieh-Versteigerung
in **Meschede** (Sauerland)
(Viehversteigerungshalle)
Donnerstag, d. 16. Januar 1941
Zur Versteigerung gelangen mittags 12 Uhr
75 gek. Bullen u. 15 hochtr. Färsen
des **rotbunten** Tieflandschlages.
Alle Tiere stammen aus seuchenfreien Beständen und sind gegen Maul- und Klauenseuche schutzgeimpft.
Westfälisches Rinderstammbuch der Rotbuntzüchter Münster i. Westf., Engelstraße 40, Fernruf 20525.



Reiben Sie Ihren Schinken ein
und zwar mit Witkop's Bamenit, dem gesetzlich geschützten Schinkenschutz, dann bleiben die Würmer und Maden fern. Ihre Hausschlachtung ist gesichert. Paket 35 Rpf. Zu hab. im Lebensmittel-, Drogen-, Klein- und Großhandel.

6sitziger moderner, neuwertiger
Jagdschlitten
ein- und zweispännig zu fahren,
1 neues
1spänn. Pferdegeschirr
zu verkaufen.
Hagemeier, Lippstadt, Tel. 3000

Suche zum 1. Februar oder später möglichst ein mit allen vorkommenden Arbeiten vertrautes ehrliches
Mädchen
für Haus, Stall (zwei Kühe) und Garten. Familienanschluß und gute Behandlung wird zugesichert.
Hörster, Hörste
Tel. Lippstadt 2809.

Berufstätiger Junggeselle, 37 J., dunkelblond, 1,68 groß, gute Erscheinung, kath., Haus und Garten vorhanden, sucht Bekanntsch. mit einem lieben, netten, schl. Mädel von 24 bis 28 J., mit Aussteuer und Vermögen zwecks
Heirat
Zuschriften m. Bild u. [illegible] 977 a. d. „Illustr. Sonnt.", Lippstadt.